



Gedenkstätte Sandbostel in Niedersachsen. Hier stand bis 1945 das Kriegsgefangenenlager Stalag X B. Etwa Zehntausend inhaftierte Rotarmisten starben

Bei den namenlosen Toten

Dachau kennen die meisten, Bergen-Belsen auch. Aber wer hat schon einmal von Sandbostel gehört? Dabei starben hier, im Kriegsgefangenenlager der Wehrmacht, etwa 10.000 sowjetische Gefangene. Ein Rundgang mit Lars Hellwinkel – mit Blick auf die Zukunft

Aus Anderlingen und Sandbostel Sabine Seifert (Text) und Kay Michalak (Fotos)

Der Friedhof liegt etwas außerhalb von Anderlingen, einer kleinen Ortschaft im niedersächsischen Landkreis Rotenburg. Er ist gut gepflegt, das Gras saftig grün, die Wege sind frisch geharkt. Es gibt ein Mahnmal, das die Namen der Gefallenen des Dorfes aus dem Ersten und Zweiten Weltkriegs auflistet, umrankt von lila blühenden Rhododendronbüschen. Am anderen Ende des Friedhofs, wo Gras über die eingeebneten Gräber gewachsen ist, steht ein einzelner grauer Felsstein, nicht sehr groß. „Unbekannter russischer Soldat“ steht darauf. Wer war er, der unbekannte russische Soldat? Wie kam der Stein dorthin und wer hat ihn gesetzt?

„Der Stein ist typisch für die Einzelgräber“, sagt Lars Hellwinkel, Jeans, Brille, hellblau kariertes Hemd. „Er steht am Rand des Friedhofs – versteckt und getrennt von den deutschen Gräbern.“ Der Geschichtslehrer, Jahrgang 1974, arbeitet als pädagogischer Leiter der nahen Gedenkstätte Lager Sandbostel, einem ehemaligen Kriegsgefangenenlager. 140 solcher Lager richtete die Wehrmacht nach Kriegsbeginn ein; in Sandbostel durchliefen bis zur Befreiung am 29. April 1945 insgesamt 300.000 Menschen das Lagersystem, davon 70.000 sowjetische Kriegsgefangene. Die meisten wurden in Arbeitskommandos geschickt, in die Landwirtschaft oder Rüstungsbetriebe. Geschätzt 10.000 von ihnen starben an Unterernährung, durch Krankheiten oder eine Gewehrkugel, manche im Lager, andere an ihren Einsatzorten. Es war die Wehrmacht, die ein dichtes und kaum zu übersehendes Netz an Zwangsarbeitslagern aufbaute und lieblos und oft anonym bestattete Tote hinterließ.

Die Kirchengemeinden führten nicht immer gewissenhaft Buch über die Begräbnisse sowjetischer Gefangener, sagt Lars Hellwinkel, oftmals seien sie gar nicht informiert worden. Die Gefangenen trugen eine Metallmarke mit ihrer Erkennungsnummer um den Hals; diese wurde manchmal in den Kirchenbüchern notiert. Namen oder Herkunftsland der Toten blieben meist ungenannt, wenn es darum ging, ihnen einen Stein auf dem Friedhof zu setzen. „Bei diesem hier wird zumindest die Nation genannt“, erklärt Hellwinkel auf dem Anderlinger Friedhof. In anderen Fällen stünde nur „unbekannter Soldat“ oder einfach „Russe“ auf einem Stein. Den in Anderlingen hat, vermutet er, der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge in den 1950er Jahren gesetzt.

Die Gedenkstätte Sandbostel hat die Corona-Zeit genutzt, die Grabstellen sowjetischer Soldaten im einstigen Wehrkreis X zu identifizieren, dem das Kriegsgefangenen-Mannschafts-Stammlager Sandbostel (Stalag X B) zugeordnet war. Bis heute, achtzig Jahre nach Beginn des grausamen Angriffs- und Vernichtungskriegs der Deutschen gegen die Sowjetunion, sind viele Schicksale sowjetischer Kriegsgefangener ungeklärt. Das hat mit verschleppten Dokumenten, verschlossenen Archiven und dem Kalten Krieg zu tun. Doch selbst heute lassen sich noch Schicksale klären. Kriegsoffer werden der Anonymität und dem Vergessen entrissen, Familien können erfahren, wo ihr Angehöriger verstorben oder bestattet ist.

Über das Grab in Anderlingen haben Hellwinkel und ein Einheimischer herausgefunden: Der „unbekannte russische Soldat“ war im April 1945 mit einem Pferdewagen auf eine Mine gefahren. „Das wusste man im Dorf“, erzählt Hellwinkel. Die Straßen seien wegen der anrückenden britischen Armee vermint, die Personalunterlagen im Lager bereits vernichtet, so dass man den Toten nicht mehr identifizieren konnte. 212 Grabanlagen – vom Einzelgrab bis zu Massengräbern mit mehreren hundert Toten – haben er und seine Helfer*innen aufspüren können.

Besonders gern bezieht Hellwinkel interessierte Schüler*innen mit ein, die mit ihrer Klasse in die Gedenkstätte kommen. Ausgestattet mit einer Personalkarte bekommen sie den Auftrag, die Geschichte eines der Gräber in ihrem Heimatort oder ihrer Umgebung zu rekonstruieren.

Hellwinkel erzählt von Lisa-Marie, einer Schülerin aus der Ortschaft Donnern bei Bremerhaven. Dort gab es ein Einzelgrab auf dem Friedhof, auf dem nicht mehr als „Michail, gest. 10. 1944“ stand. Die Schülerin besuchte gezielt das Seniorenkränzchen der Kirche. Eine alte Frau erinnerte sich und erzählte, dass „der hier erschossen worden ist – wegen Arbeitsverweigerung“. „So hat der russische Soldat zwar keinen Nachnamen bekommen“, sagt Hellwinkel zufrieden, „aber dank Lisa-Marie kennen wir wenigstens sein Schicksal.“

Hellwinkel ist Geschichtspädagoge, delegiert vom Land Niedersachsen arbeitet er an zwei Tagen in der Woche in der Gedenkstätte Lager Sandbostel, die anderen drei unterrichtet der promovierte Historiker in Stade am Gymnasium. Auch wenn es sich um ein ehemaliges Kriegsgefangenenlager handelt, verbänden die Schüler mit dem Wort Lager meist etwas anderes, sagt Hellwinkel. „Ihre Assoziationskette läuft so: Lager – Zweiter Weltkrieg = KZ. Davon müssen wir sie erst mal wegreiben.“

Deswegen fängt er normalerweise nicht in der Gedenkstätte selbst an, sondern am einstigen Lagerfriedhof von Sandbostel, der sich außerhalb befindet. Heute firmiert er offiziell als Kriegsgräber-